

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Andreas Hofer

urn:nbn:de:bsz:31-62031

war schon ein gestandener Mann, als der Kleebau aufkam, gegen den sich unsere Großväter anfangs sperrten. Genug, ein hundertjähriges Leben ist ein weiter Rahmen, der unendlich viel Ereignisse einfaßt. Wem Gott es gewährt, dem erzeigt er eine hohe Gnade, nach dem Ausspruch des Propheten: „ich will euch tragen bis ins Alter, und ihr grau werdet.“ Wer von solchem Standpunkte auf die Vergangenheit zurückblickt, dem müssen bewegliche Gedanken zuströmen.

Andreas Hofer.

(Mit einer Abbildung.)

Tyrol gehört von alten Zeiten her zum Kaiserthum Oestreich; es ist eines der merkwürdigsten Länder in Deutschland; seine Bewohner zeichnen sich aus durch Redlichkeit, Offenherzigkeit, durch Vaterlandsliebe und eine unerschütterliche Treue gegen ihren Landesfürsten, von dem Haus Oestreich. Die ehrlichen, muntern Tyroler, die als Handelsleute jährlich tausendweis in fremde Länder wandern, sind überall beliebt. Zur Zeit der Napoleon'schen Gewaltherrschaft von 1805 bis 1814 hat das Land sehr ungern bayerisch werden müssen. Der gute König Max von Baiern war gewiß ein milder Regent, und dennoch haben im Krieg von 1809 die Tyroler wie Ein Mann sich erhoben, die bayrischen und französischen Truppen zweimal aus dem Lande getrieben, und sich der alten Herrschaft in erneuter Liebe zugewandt. Von diesem Streiten soll hier nicht die Rede seyn; es war blutig, heldenmüthig, herrlich! Die Tyroler retteten die Ehre des deutschen Namens; sie und die Spanier zeigten, was ein Volk vermag, das einzig in der Gesinnung ist, das im Unglück den Muth nicht verliert, und mit der Zuversicht auf die Hülfe der Vorsehung das Vertrauen in eine schönere Zukunft feißhält. Es ist gut, wenn der Bürger die Geschichte jener Zeiten liest, um sich stets gegenwärtig zu halten, was ein Volk zu unternehmen fähig ist um seiner höchsten Güter willen, nämlich für seinen Glauben, seine Sitte, und sein angestammtes Herrscherhaus.

Beim Eintritt in die Welt umfaßt unsere Liebe zunächst die Eltern, dann die Nachbarn, die Freunde, endlich das Vaterland. Als ein schönes Bild der feurigsten Liebe für die Heiligkeit des vaterländischen Bodens, leuchtet uns eben jener Aufstand der Tyroler im Jahr 1809 entgegen, und vor allem das Leben und Sterben des Haupthelden desselben, des deutschen Mannes Andreas Hofer, von dem hier eine kurze Erzählung folgt.

In einem der raubesten Thäler von Tyrol, dem Passeyer Thal, das die wilde Passer durchströmt, liegt ein einsames Wirthshaus, welches „am Sande“ genannt wird. Ringsum sind hohe Berge, die alles einschließen. Der Boden ist für den Ackerbau nicht geeignet; die guten Passeyerer treiben daher meistens Viehzucht, oder sie sind Saumer, wie diejenigen Leute genannt werden, welche Waaren und Lasten auf dem Rücken der Pferde (Saumrosse) über die Gebirge schaffen, wo es keine fahrbare Straßen giebt.

Andreas Hofer hieß der Eigenthümer des Wirthshauses am Sande, ein ernster, gottesfürchtiger Mann, der neben seiner Wirthschaft mit Pferden handelte und Saumer war, und deshalb viel in andere Thäler, ja bis zur Kaiserstadt Wien kam. Seiner Redlichkeit und seines geraden Verstandes wegen rühmlich bekannt, war er von Gestalt groß und breitschulterig, ein langer, schwarzer Bart reichte ihm bis auf die Brust herab, und zeichnete ihn vor Vielen aus. — Schon in jungen Jahren hatte er, in den Revolutionskriegen, mit einer tyroler Scharfschützen-Compagnie gegen die Franzosen gekämpft. Einfach und schlicht in seiner Lebensweise, streng in seinen Ansichten, voll inbrünstiger Anhänglichkeit an die gnadenreiche Mutter Gottes, galt er Viel im Kreis der Landsleute.

Bayern, das damals nicht das Böhern von heute war, hatte sich in Tyrol Alles zu Feinden gemacht. Als nun der Krieg gegen Oestreich im Jahr 1809 ausbrach, so glaubten die Tyroler es an der Zeit, die fremde Herrschaft wieder los zu werden. Sie waren im Geheim zusammengetreten, und hatten ihre Rechte verabredet. Holzspäne wurden nämlich an einem Tag und zur selben Stunde in ihre Gebirgsbäche gewor-

fen, und so, wie diese von den Wellen in die Thäler fortgetragen wurden, so erhoben sich auch die Arme, um den Feind zu vertreiben. Die Anstrengungen überstiegen das Glaubliche. Der Aufruhr bedeckte alle Thäler; Franzosen und Bayern mußten zusehen, wie sie aus dem Lande entkommen mochten. Die Tyroler hatten schwere, blutige Kämpfe zu bestehen, jede Spanne ihres vaterländischen Bodens errangen sie mit ihrem Leben. Die Rache, die auf der andern Seite hiefür genommen wurde, war schrecklich. Ueberall stieß man auf verbrannte Dörfer; die armen daheim gebliebenen Einwohner, meistens nur Frauen und Greise, da alles, was die Waffen tragen konnte, ausgezogen war, hatten grausame Peinigungen zu ertragen. Jeder Krieg ist schrecklich, allein ein solcher Volkskrieg ist der schrecklichste. Sollte es übrigens einem Feind jemals einfallen, unser Deutschland mit Krieg zu überziehen, so setze Jeder sein Gut und Leben daran, um das Vaterland zu vertheidigen und den Feind zu vertilgen. Ueber die Ehre darf dem Menschen nichts gehen. Ein großes Volk, das so denkt, wird nicht so leicht angegriffen. So dachten unsere wackeren Tyroler, und deswegen ist ihnen nicht anzurechnen, was Blutiges und Schreckliches sich begab; ihr Heldennuth, ihre Aufopferung, ihre Vaterlandsliebe muß in Ehren gehalten werden bis in die fernsten Zeiten.

Im Verlauf nun dieser wechselvollen Kämpfe war Andreas Hofer, als Oberkommandant des Landsturms, der Mittelpunkt der größten Angelegenheit geworden. Nicht nur seine herrlichen Eigenschaften, seine rührende Treue und Uneigennützigkeit waren es, die ihm die hohe Achtung seiner Landsleute sicherten, sondern auch sein Muth, und seine hervorragende Persönlichkeit. Siegreich gewann er Schlachten, und führte in herzlicher Weise das Regiment. Er wohnte im Kaiserlichen Schloß zu Innsbruck. Er waltete mit vieler Umsicht, setzte das Land in wehrhaften Stand, ließ selbst Münzen schlagen, blieb aber bei allem seiner einfachen Lebensweise, seiner Reinheit getreu. Nie hat das Haupt eines Aufstandes, mit den höchsten Ehren bekleidet, einer gleichen Mäßigung gehuldigt. Bei seinen Anreden an die versam-

melte Menge sagte er einst: „Alle, die unter meinen Waffenbrüdern seyn wollen, müssen für Gott, Kaiser und Vaterland, als tapfere redliche Tyroler streiten, die aber, welche dies nicht thun wollen, die sollen heimziehen. Und die mit mir ziehen, die sollen mich nicht verlassen, ich werde Euch auch nicht verlassen, so wahr ich Andreas Hofer heiße.“

Ja wahrlich er hat sie nicht verlassen, die biedern Tyroler; er hat sein Land nicht verlassen wollen im Unglück, um sein Leben zu fristen. Er blieb, da Alles verloren war; er hat sein Werk mit seinem Blut besiegelt; er starb für das, was er als Recht erkannte! Der Friede von 1809 setzte abermals fest, daß Tyrol eine bayerische Provinz bleiben müsse. Die Klugheit rief, sich dem Unvermeidlichen zu fügen. Aber Hofer konnte dies nicht fassen, er sah ein, daß aller Widerstand vergeblich sei, und doch ließ er sich mehrmals hinreißen. Vergeblich warnen die Freunde. Bereits hatten sich die tapfersten Anführer durch die Flucht gerettet; ein Ausweg zu dem er nicht zu bewegen war. Er erließ neue Aufrufe, so dafür aber ward sein Name geächtet.

Hofer blieb sodann in seinem Wirthshaus am Sand verborgen, bis die Franzosen ins Thal drangen, und er mit den Seinen flüchten mußte. Hierauf wandte er sich tief ins Gebirg, um sich in einer verfallenen Gennhütte, die einem sichern Freunde gehörte, zu verbergen. Es war harter Winter, alles mit Schnee bedeckt, selbst die des Wegs Kundigsten vermochten nur mit Lebensgefahr die Höhe zu erklimmen. Früher hatte Andreas seine vier Töchter ins Thal hinab zu seinen Freunden gesendet, und nur seine Frau, seinen Sohn Johann und einen treuen Diener bei sich behalten. Der Winter wurde immer härter, die Einsamkeit immer trauriger, doch fühlten sich die armen Flüchtlinge nur um so sicherer, an Lebensmitteln hatten sie keinen Mangel. Die Familie des Sandwirths hoffte mit Zuversicht, daß er im Frühjahr sich entschließen würde, nach Detsch zu entfliehen. In diese Stimmung waren sie eines Tages gewaltig überrascht, einen Mann den Berg heraufklimmen zu sehen. Sie erkannten einen Bauern Namens Jos

seph Rassel, der nach seiner Alpe kletterte, und nicht wenig verwundert war, als er Rauch aus der verlassenen Sennhütte aufsteigen sah. Er trat ein, und fand die flüchtige Familie. Von diesem Augenblick an wuchs Hofers Sorge und seine Ruhe entwich, denn Rassel stand nicht im besten Ruf. Seine Leute bringen in ihn, ohne Säumen den Weg nach Oestreich einzuschlagen, allein er war nicht zu bewegen, das Land zu verlassen, er war wie angewurzelt am theuren Boden der Heimath. Seine Sendung war zu Ende.

In der Frühe des 27. Janners 1810 sahen die armen Geflüchteten einen Haufen Soldaten, es waren Franzosen, sich der Hütte nahen. Andreas Hofer trat vor, sprach: „ich bins, den Sie suchen, aber die andern sind unschuldig.“ Auf einen Wink des Offiziers wurden alle gebunden, und unter schweren Mißhandlungen nach Wogen gebracht. Der dortige französische General dachte menschlicher, er löste die Stricke und entließ die Frau und den Sohn in ihre Heimath. Es war der schmerzhafteste Augenblick, als Hofer von seiner Gattin und seinem Sohne sich trennen mußte; sie nahmen den rührendsten Abschied. Dann wurde er weiter nach Mantua transportirt, und sein treuer Diener mit ihm. Die Einwohner von Mantua zeigten die wärmste Theilnahme für den Tyroler Helden; sie boten dem französischen Kommandanten viel Geld, wenn er dem Hofer das Leben erhalten könne. Der Kommandant sicherte demselben Vergnadigung zu, wenn er in französische Dienste treten wolle. Allein er schlug diese Bedingung gleich aus. Am Mitternacht vom 19. auf den 20. Februar versammelte sich ein Kriegsgericht, das erkannte auf den Tod durch Erschießen. Der treue Diener mußte von seinem Herrn nunmehr scheiden. Zwei Geistliche kamen zu Hofer, den seine feste Fassung nicht verließ. Er übergab dem Einen das Geld, welches er noch besaß, um es dem Diener als ein Vermächtniß einzuhändigen, dazu schrieb er: „lieber Cajetan, empfang hier das letzte Vermögen, was ich habe, lebe wohl und bete für mich, denn um 11 Uhr muß ich sterben.“ Dann schrieb er noch folgenden Brief an seinen Freund den Herrn

von Pichler in Neumarkt, aus dem man deutlich seinen frommen Sinn und festen Muth wahrnehmen kann. Der Brief lautet im Hochdeusch also:

„Liebster Herr Bruder!

Der göttliche Wille ist es gewesen, daß ich hier in Mantua mein Zeitliches mit dem Ewigen vertauschen mußte, aber Gott sey Dank für seine göttliche Gnade, mir ist es so leicht vorgekommen, als wenn ich zu etwas ganz Anderem geführt werden sollte. Gott wird mir auch die Gnade verleihen bis zum letzten Augenblick, auf daß ich kommen kann, allwo sich meine Seele mit allen Auserwählten ewig freuen mag, allwo ich auch für Alle bitten werde bei Gott. Besonders aber für diejenigen, für welche ich am Mehrsten zu bitten schuldig bin, wie für Sie und Ihre Frau, wegen aller mir erwiesenen Wohlthaten. Aber auch alle hienieden noch lebende gute Freunde sollen für mich beten, und mir aus den heißen Flammen helfen, wenn ich im Fegefeuer büßen muß. Den Gottesdienst soll die Liebste mein, die Sandwirthin, halten zu St. Martin, beim Rosenfarbenen Blut. Den Freunden ist beim Untermich Suppe und Fleisch geben zu lassen und eine halbe Wein. Lieber Herr Pichler, gehen Sie hin und zeigen Sie die Sache beim Untermich zu Sanct Martin an, er wird dann schon Anstalt machen; aber ziehen Sie sonst Niemand dazu.

Von der Welt lebet Alle wohl, bis wir im Himmel zusammenkommen und dort Gott loben ohne Ende. Alle Passyerer und Bekannte sollen mir eingedenk seyn im heiligen Gebet, und die Frau soll sich nicht so bekümmern; ich werde bitten bei Gott für sie Alle. Ade, meine schöne Welt! so leicht kommt mir das Sterben vor, daß mir nicht die Augen naß werden.

Geschrieben um 5 Uhr in der Frühe und um 9 Uhr reise ich mit der Hülfe aller Heiligen zu Gott.

Mantua, den 20. Februar 1810.

Dein im Leben geliebter
Andre Hofer
von Sand in Passyere.

Im Namen des Herrn will ich auch die Reise vornehmen mit Gott.“

Die Frömmigkeit, Biederkeit und wahrhafte Seelengröße, die aus jeder Zeile dieses Schreibens hervorleuchten, zeigen uns in Hofer einen wahrhaft christlichen Helden. Als solcher starb er. Um 10 Uhr ward die Trommel gerührt, und drei Viertel auf 11 ward Hofer vom Erzpriester in Mantua und noch einem Geistlichen zur Nichtstätte geleitet. Hier angekommen rief Hofer selbst: „Gebt Feuer!“ Die Schüsse fielen, tödteten ihn aber nicht sogleich; es erfolgte noch ein sogenannter Gnadenschuß. Der fromme Priester, der ihn nicht verlassen hatte, sprach laut, daß er den Mann bewundern müsse, der wie ein christlicher Held zum Tode gieng, und ihn wie ein unerschrockener Märtyrer erduldet. Allgemein wird jetzt angenommen, daß jener Rassel ihn verrathen hat. Er ist in Bayern gestorben, wohin er mit bösem Gewissen ausgewanderte. Gerade dreizehn Jahre nach diesem traurigen Ereigniß, am 19. Februar 1823, kam ein Bataillon Kaiserjäger, aus lauter Tyrolern bestehend, von Mantua, das indessen Völkisch geworden war, in die Heimath zurück, und brachte die Gebeine Hofers mit, die sie an der Stelle, wo er den Tod erlitt, ausgegraben hatten. Diese Gebeine wurden in der Hofkirche zu Innsbruck feierlich beerdigt. Darüber ließ ihm Kaiser Franz ein schönes Denkmal von Marmor setzen, (siehe die Abbildung) das nun für alle Zeiten die Thaten, die Treue und die Vaterlandsliebe des Sandwirths ins Gedächtniß zurückruft. Es stellt ihn, in mehr als Lebensgröße, getreu dar; unten ist bildlich zu sehen, wie alle Gestalten jung und alt den Entschluß aussprechen, Gut und Leben fürs Vaterland zu wagen. Die Tyroler Landstände haben dem edlen Kaiser dafür auch recht herzlich gedankt; sie sagen in ihrem Dankschreiben: „Durch Euer Kaiserlichen Majestät Befehl, rücksichtlich der für Hofer angeordneten Todtenfeier, fühlte sich die ganze tyrolische Nation hochgehrt und emporgehoben.“ In jener Hofkirche ist auch das Grabmal des Kaisers Maximilian, ein berühmtes Kunstwerk, welches die in Erz gegossenen Gestalten der edelsten Helden, gleichsam als Wächter, umgeben. Diesem gegenüber ruht nun die Asche des schlichten Landmanns; ein selteper

Fall, daß ein solcher in einer Hofkirche eben da begraben wärd, wo sich ein Kaiser das Grab hatte bauen lassen. Mit Rechte singt deshalb ein Dichter:

Er hat gesezt! — so rein blüh'n wenig Palmen,
So laut erklingen wenig Siegespsalmen,
Als das Gebet des Volks auf Hofers Grust!
Drum aber schwindet auch jedwede Klust
Des Hohen und des Niedern! Großer Kaiser,
O Maximilian, du Held und Weiser,
Den ich im Geist hier wehn und wandeln sehe,
Du fühlst geeb't dich durch des Bauern Nähe,
Und reichst aus deinem festen Eisengitter
Die Hand zum Druck dem ebenbürt'gen Ritter.

Hofers Frau ist vor wenigen Jahren gestorben. Der Sohn ward in Wien erzogen und lebt in der Nähe auf einem Gut, das ihm der Kaiser schenkte, der die Familie überhaupt großmüthig bedachte. Von den Töchtern hatten zwei geheirathet; die älteste, des Vaters Liebling, blieb immer ernst und ledig. Jetzt sind bereits alle der greisen Mutter gefolgt, nur der Sohn lebt noch, und mehrere Enkel. Das Wirthshaus muß, nach des Kaisers Willen, auf immerwährende Zeiten unter dem Namen „Hofers Sandhof“ in der Familie bleiben. Die ganze Familie ward in den Adelsstand erhoben.

Seitdem ist auch die Asche des Kaisers Napoleon, auf dessen Befehl Hofer den Tod erleiden mußte, vom Felsen im Meer nach Frankreich gebracht worden, um dort auch ein Ehrendenkmal zu erhalten. Vier Jahre waren nach des Sandwirths Tod kaum verflossen, als auch Napoleons Macht zerbrochen war! Ein nachdenkliches Erlebniß!

So lautet des Sandwirths Andreas Hofer Geschichte; sie lehrt, was ein Herz vermag, das für seinen Herd, für seine Familie, für seinen vaterländischen Boden kämpft. Für Zucker, Kaffee und Handelsfachen mag man wohl wacker dreinschlagen, aber dies sind nicht die Güter der Menschheit, welche die Gemüther begeistern. Glaube, Liebe, Treue sind es, und sie haben zu allen Zeiten im rechten Augenblick noch den rechten Mann erweckt. —

In guten und schlimmen Tagen wollen wir an Hofers Denkmal blicken, damit eine freundige Zuversicht zu unserer Eintracht



und Stärks wachse. Haben nicht auch die Kappler Bauern im Revolutionskrieg ächt vaterländische Gesinnungen erprobt? Davon soll künftig etwas erzählt werden.

Zum Schluß zwei schöne Verse:

„Aus Mantua von dem Walle
Komm ich geschritten her,
Wo noch von meinem Falle
Ein Fleck ist blutig febr:
Die Augen unverschlossen
Von der Franzosen Hand
Ward ich allda erschossen,
Ich, Tyrols Kommandant.
O! Oesterreich ich habe
Die Kommandantenschaft
Bewahret bis zum Grabe
Für dich mit treuer Kraft.
Es hat mich nicht verdrossen,
Daf als Verräther ich
Vom Feinde ward erschossen,
Weil ich es ward für dich.

Die Zigeuner.

Die ältern Leute werden sich noch wohl der herumziehenden Banden schwarzgelber verlumpter Menschen erinnern, die man Zigeuner nannte, und die gewöhnlich an Jahrmärkten als Spielleute, Kunststückmacher, Kessler u. sich einfanden, sonst aber an einsamen Orten oder in Wäldern ihr Lager aufschlugen, und so ziemlich blos vom Stehlen lebten. Dermalen sieht man bei uns wenige, sie hausen nicht gerne da, wo die Gensdarmrie wachsam ist und aufpaßt; aber in Frankreich, z. B. schon im Elsaß, auch in der Rheinpfalz, giebt es deren noch Viele, wie man denn überhaupt rechnet, daß an 700,000 durch ganz Europa zerstreut sind. Davon kommen die Meisten auf Ungarn, Siebenbürgen, die Türkei, Spanien; die südlicheren Länder ziehen sie mehr an und sagen ihrer streifenden Lebensweise mehr zu. Manche Gelehrte leiten die Benennung Zigeuner von dem Wort „Zieh-Gauner“ her, welcher Ausdruck gar sehr ihrer Art zu seyn entspricht, doch haben sie damit Unrecht. Als vor mehr denn 400 Jahren die Ersten dieses Volks in Europa erschienen, und allwärts Aufsehen erregten, da nannten sie

sich selbst Zigani, wie sie auch heut noch in Ungarn, der Türkei und Italien genannt werden. Dies Wort ist eigentlich indischen Ursprungs; und aus Indien, wo noch heut zu Tag ein Volksstamm mit ähnlichen Sitten, Tschinganen geheißt, hauset, sind die Zigeuner hergekommen, als um das Jahr 1400 ein gewaltiger blutgieriger Eroberer Indien mit Krieg und Verheerung überzog, und die dortigen Völkerschaften aus einander trieb, nachdem er an ihnen unerhörte Grausamkeiten verübt, und viele Tausende getödtet hatte. — Ihre Sprache ist in ganz Europa dieselbe, und stimmt jetzt noch in vielem mit der Sprache ihrer Landesleute überein. Dem äußern Ansehen nach haben sie eine gelbliche Hautfarbe, kohlschwarze Haare und Augen, blendend weiße Zähne und einen schlanken Gliederbau, die Männer jedoch meistens ein scheues Ansehen. Wo es das Klima erlaubt, und deswegen ziehen sie die südlichen Länder vor, wohnen sie frei in Wäldern, Gindden, Höhlen; selten führen sie Zelten mit sich, im Winter bauen sie sich Erdbütten. In Ungarn und Spanien treiben sie wohl auch Gewerbe, als Gastwirthe, Schmiede, oder sie helfen dem Landmann auf dem Felde. Vorzüglich sind sie als Musikanten berühmt, dort gilt kein Tanz, ohne die rasche, wilde Zigeunermusik. — Die in Deutschland sonst herumziehenden Zigeuner verübten meistens Gaunereien, während die Weiber wahrsagten, aus den Linien der Hand prophezeiten, Karten schlugen, und die Leute prellten. Dies Gewerbe ist ihnen in der ganzen Welt eigen. Zu ihrem Hausgeräthe gehört nochwendigerweise ein silberner Becher, und zu ihrem Viehstand ein Pferd und ein Schwein. Aus schöner Kleidung machen sie sich nicht viel, Hosen, Hemd, Rock und Schurz und ein Ueberwurf, meistens roth oder hellblau, ist Alles; selten haben sie etwas auf dem Kopf oder an den Füßen. Ihre Nahrung ist eckelhaft, denn sie verschmähen kein Thier, selbst nicht das Fleisch von verrecktem Vieh. Eine Viehsenche ist ihnen ein willkommenes Ereigniß. Nach morgenländischer Sitte sind Knoblauch und Zwiebeln besonders beliebt; eben so Branntwein und Tabak. Eine eigentliche Religion haben sie nicht; in den christlichen Ländern nehmen sie zwar christ-